Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 7

Artikel: Schweizer Volksleben

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635420

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu seiner Gemeinde. Dieser wurde auf Staatkosten beerdigt. Zu Hause angelangt strich der Schreiber den Hudelschreiner aus dem Burgerrodel. Später schrieb er dahinter: Verschollen.

*

Kurz darauf starb auch die Freitagsfrau. Der Name kam daher, weil sie alle Freitage mit Gemüse zu Markte ging. Ging, denn im Alter zog sie sich ganz auf ihre einzige Stube zurück. Dort saß sie am Tisch, den sie möglichst weit vom Fenster weggerückt hatte, um nicht zu sehen und auch nicht gesehen zu werden. Man wunderte sich, wie die Frau existieren konnte, woher sie Speise und Trank bezog. Hatte sie doch bloß ein oder zwei geliehene Gartenbeete, zu Gottes willen. Auf der Straße ging sie immer hastig gradaus, ohne nach der Seite zu blicken, erwiderte wohl den Gruß, bot ihn aber nie zuerst. Ob sie einem nicht sah, nicht erkannte? Wir wissen es nicht. Es gab wohlhabende Frauen, die ihr zuweilen Besuch machten, eine Kleinigkeit mitbrachten. Diese wußten zu erzählen und kamen dabei vor Staunen außer Atem, wie die Freitagsfrau innerhalb ihrer vier Wände plötzlich anders werde, werfe sich einem an die Brust, ergreife, presse und streichle einem die Hände und Wangen, schluchze und lache vor Freude und Rührung und sage Schmeicheleien eine über die andere. Diese harte, wortkarge, kinderfürchtemachende Straßenhexe. Ist es möglich? Ein Strom zurückgehaltenen Liebesbedürfnisses springt aus diesem harten Felsen. Welch still ertragene Marter verbirgt sich hinter diesen erblindeten, umhanglosen Fensterscheiben!

Aber gerade diese Szenen scheuten die wohltätigen Frauen. Es war für sie kein Leichtes, solches über sich ergehen zu lassen. Sie schickten deshalb ihre Kinder oder Mägde mit kleinen Körbchen voll Gaben. Aber den Hunger hielt man nicht von ihrem Hause fern; das Liebesbedürfnis befriedigte niemand mehr. Immer seltener sah man sie auf der Straße und wenn auch, so wich man fast scheu zur Seite. Ihr Blick hatte eine geradezu starr ins Jenseits gerichtete Weitschweifigkeit erhalten, der über die Umgebung, besonders den Menschen, hindurch und hinausragte. — Bist du auch schon an den Gittern eines Löwenkäfigs gestanden und hast versucht, einen Blick des gefangenen Tieres aufzufangen? Erfahren, welche Verachtung, besser Nichtachtung darin enthalten scheint?

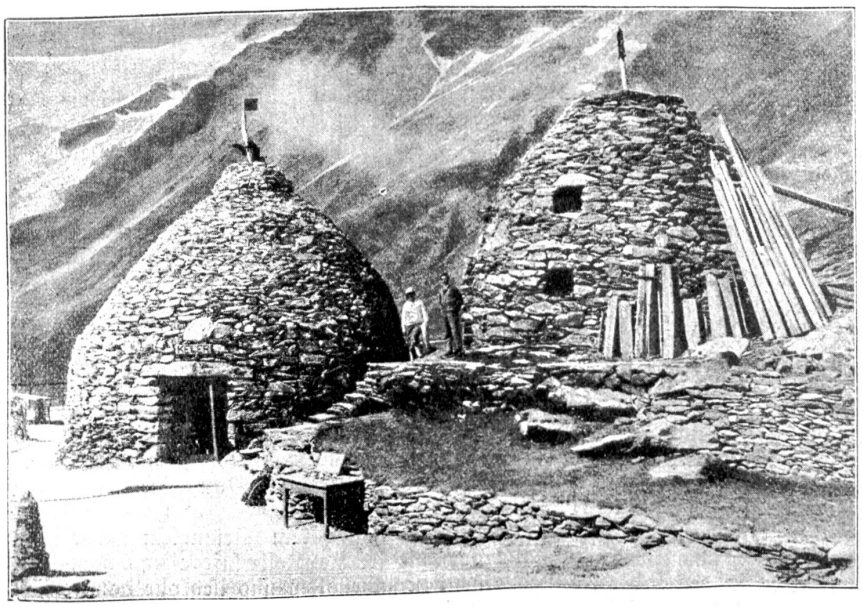
Als man die Freitagsfrau längere Zeit nicht mehr gesehen hatte, wurden die Nachbarsfrauen aufmerksam, meldeten es dem Armenkassier. Dieser brummte: „Natürlich hätte man sie längst zu den dauernd Unterstützten in den Etat aufnehmen sollen. Wenn man aber mit Händen und Füßen dagegen... Da hat man den Dreck." Er schickte jemanden hin, der meldete die Erkrankung der armen Frau. Nun sie wehrlos war, bemächtigte man sich ihrer, transportierte sie sofort ins Bezirksspital, wo sie, halb vor Aerger, in der folgenden Nacht starb. Der Armenkassier ließ nachschlagen, in welcher Gemeinde die Frau heimatberechtigt war, in der Meinung, die Spitalkosten allenfalls dort anhängig machen zu können. Der Schreiber belehrte ihn aber, daß laut Ortsarmengesetz diese Abschüttelung nicht mehr stattfinden könne. (Fortsetzung folgt)

Schweizer Volksleben.

Gibt es in der Welt ein Bergland, das in seiner Natur und seinem Volksleben so vielgestaltig wäre wie die Schweiz? Wohl kaum. Schon seine 25 Kantone sind naturgeschaffene Spezialräume, in denen sich zahlreiche ethnographische Sondererscheinungen entwickelten, seien es eigentümliche Sitten und Gebräuche oder eigenwillige Dialektformen. Und innerhalb der Kantone wiederum ist jede Talschaft ein Lebensraum für sich mit eigenen Verhältnissen in Recht und Gewohnheiten, in Schicksal und Tradition.

Der vielgestaltigste aber unter ihnen ist unstreitig der Kanton der grauen Puren; denn die Dutzende von Talschaften, die dieses Gebirgsland von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden durchfurchen, sind nicht nur unter sich abgeschlossen und eigengesetzlich, sondern es gibt unter ihnen viele, die selbst noch durch Schluchten, Felsrippen und Lawinenzüge in Abschnitte geteilt sind, die auf sich abgestellt sind und darum auch ein Eigenleben führen mit eigenen Einrichtungen und Gebräuchen.

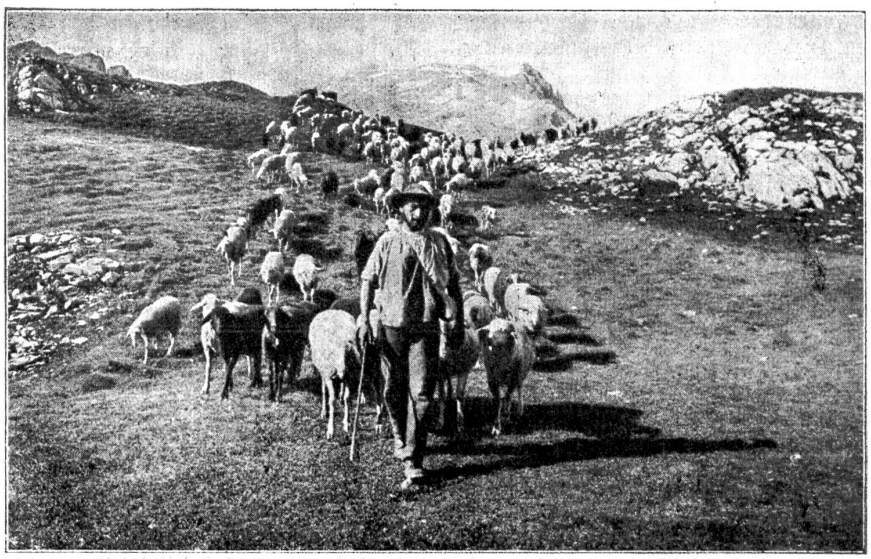
So erlebt der Wanderer heute noch Ueberraschungen auf Schritt und Tritt: uralte Steinwohnungen droben an der Schneegrenze, die an die ersten Siedlungspioniere in Alt fry Rätien erinnern und die palastartigen Häuser der bündnischen Patrizier drunten in den Tälern aus der Zeit der Paßherrlichkeit; im Auto auf der Paßstraße fährt er vielleicht an einer jener vielhundertköpfigen Ziegenherden vorbei, die für die Graubündner Dörfer so charakteristisch sind; oder er begegnet als Skifahrer droben in den sonnigen Winterdörfern einem blökenden Volk von Wollträgern, das hier an schneefrei gewehten Stellen seine spärliche Nahrung sucht. Dann wieder im Tale im sonntäglichen Dorfe trifft er zusammen mit einem Zuge farbenleuchtender Trachtenträgerinnen, die aus der Kirche kommen oder an irgend einem volksfestlichen Anlasse teilnehmen wollen. Und hat er sich die Frühlingszeit zu seiner Bündnerwanderung ausgewählt, so kann er die berühmte Chalanda Mars, das Frühlingsfest der Jugend, mit seinem gewaltigen Kuhschellenlärm und seinen grotesken Masken aus altheidnischer Zeit, erleben.



Aus „Schweizer Volksleben": Steinhütten auf Sassal Masone am Berninapaß, 2340 m ü. M. Uralte Siedelungsart. (Phot. Krenn)

Wem aber dieses eigene Erleben nicht vergönnt ist, der möge sich im Geiste führen lassen durch das Prachtswerk „Schweizer Volksleben", dessen kürzlich erschienene erste Lieferung dem Bündnerlande gewidmet ist. Die beiden vorgesehenen Bände*) der von Prof. Dr. H. Brockmann-Jerosch mit Hilfe vieler Mitarbeiter herausgegebenen und von Eugen Rentsch in Erlenbach bei Zürich verlegten Volkskunde werden im fernern die Kantone St. Gallen, Appenzell, Glarus, Tessin,

*) Preis des ganzen Werkes Fr. 28.—.



Aus „Schweizer Volksleben“: Schafherde zieht von Alp zu Alp. (Phot. Rudolf)

Thurgau, Schaffhausen, Zürich, die Innerschweiz, Wallis, die welsche Schweiz, Bern, Aargau, Solothurn und Basel umfassen. „Das Werk will — wie Prof. Hoffmann-Krayer in seinem Geleitwort versichert — eine nicht nur wissenschaftlich, sondern auch künstlerisch wertvolle Darstellung einzelner besonders kennzeichnender Erscheinungen in der Landschaft, Wohnart und Volkstum sein.“ Besondere Sorgfalt ist — nach der ersten Lieferung zu schließen — auf die Illustrierung verwendet. Nicht weniger als 325 halb- und ganzseitige (Quartformat) nach guten Naturaufnahmen gefertigte Tiefdruckbilder werden den Band schmücken. Die in der vorliegenden Lieferung — wir geben hier die etwas verkleinerten Proben zweier halbseitiger Bilder — sind durchwegs scharf und plastisch geraten. Der Text des Heftes, vom Herausgeber und von Prof. C. Pult verfaßt, macht in angenehmster Weise bekannt mit der Eigenart Graubündens in seiner Natur und seinem Volksleben. Dem Engadinerhaus mit seiner fremdartigen Bauart ist ein eigener Abschnitt gewidmet.

Herausgeber und Verleger haben ein Volksbuch würdiger Art geschaffen, das weiteste Verbreitung verdient. Es sei unseren Lesern angelegentlich empfohlen. H. B.

Fastnachtsküchli.

Fastnacht bedeutet für viele Kinder eines der jährlichen Familienfeste. Sie wird fast so sehnlich erwartet wie Ostern, wie Auffahrt, wie das Jugendfest im Sommer. Nicht etwa nur wegen des Narrenspiels, das an vielen Orten getrieben wird und bei dem auch Kinder in Nachmittagsumzügen mitmachen, sondern aus einem ganz materiellen, menschlichen Grund, wegen den Fastnachtsküchli! Läuft euch Kindern nicht das Wasser im Munde zusammen, wenn ihr daran denkt? Spürt ihr nicht schon den süßen Duft, der um Fastnacht herum fast in jedem Hause daheim ist? Wochen zuvor bettelten wir jeweils der Mutter: „Gelt du machst heuer auch Fastnachtsküchli!“ Und wenn sie sich dann zur Antwort: „Wei de luege“, — herbeiließ, dann hatten wir gewonnenes Spiel. Wir wußten, wenn die Mutter „luegen“ will, dann tatete sie auch, und so war's immer.

Ein paar Tage vor Fastnacht wurde eingekauft: Mehl, Butter und was es alles noch brauchte. Eier hatten wir meist von den zu dieser Zeit spärlich legenden Hühnern zusammengespart. Der Buttertopf im Keller mußte auch nachgefüllt werden. Der Vater mußte etwas tiefer in den Sack greifen, denn kücheln kostet Geld, — aber er tat es meist mit einer mürrisch-lächerlichen Miene, liebte er doch selbst die Fastnachtsküchli über alles.

Am Morgen wurde der Teig gemacht. Das besorgte die Mutter allein. Sie zog sich einen großen, blendend weißen Schurz an, stülpte die Aermel bis zu den Ellbogen auf, wusch sich die Hände im warmen Wasser mit einem Bürstchen und trocknete sie sorgfältig ab. Sie meinen, liebe Leserinnen, das sei doch selbstverständlich? — Sollte es auch sein, aber wir erinnerten uns bei diesen umständlichen Vorbereitungen doch immer jener Frau, die uns einmal erzählte, sie hätte nie so saubere Hände, wie nach dem Backen, das putzte einem die Finger! Guten Appetit!

Die Mutter schüttete nun das Mehl in ein großes irdenes Becki und stellte es an die Wärme. Dann rührte sie mit lauwarmer Milch die Preßhefe an, machte in die Mitte des Mehles eine Vertiefung und gab das Preßhefeteiglein da hinein, verrührte es mit soviel Mehl, bis es dickflüssig wurde und deckte den Teig mit einem zusammengefalteten Tuchtuch zu. Bis die Hefe gewirkt und das kleine Teiglein in der Mitte des Mehles sich zum runden Hügelein aufgebauscht hatte, rüstete sie Butter, Eier, etwas Salz und Rahm. Alles mußte vorgewärmt sein, die Butter zerlassen. Dann begann das Rühren, das Kneten, das Schlagen. Das wurde meist im Nachmittag besorgt und wir durften zusehen. Der arme Teig! Unbarmherzig wurde er gewalkt, gewendet, auf den Tisch geschlagen und wieder gewalkt, bis ihm Hören und Sehen verging und er vor lauter Angst anfing, kleine und große Blasen zu werfen. Dann ließ die Mutter endlich los: Sie nahm ein Messer, schnitt hinein und nickte zufrieden: Der Teig wird gut.

Jetzt aber nochmals an die gelinde Wärme des Stubenofens. Wenn der Teig dann zugedeckt von all den durchgemachten Strapazen ausruhen wollte, so ließ ihm die treibende Kraft der Hefe wieder keine Ruhe und trieb und trieb, bis die Klumpen wie ein mächtiges, gelbes, schön aufgegangenes Brot aussah. Nun wurden Brötchen geformt und da durften wir Mädchen nun endlich eingreifen. Unsere Hände wurden inspiziert, unsaubere durften nicht helfen. Die Brötchen legte man nun nochmals auf ein langes Brett zwischen saubere Tücher auf die Kunst und die Zeit nach dem Abendbrot wurde abgewartet.

Der Hauptspaß folgte erst jetzt. Denn jetzt galt es, die Brötchen auf dem mit der saubern weißen Schürze bedeckten Knie so auszuziehen, daß sie hauchfein und ohne Löcher wurden und die Größe eines kleinern Kinderwagenrades hatten. Wem das gelang, der war der Held bei diesem Küchlifest. Die Mutter stand mit rotem Gesicht am Herd beim brodelnden Fett. Sie buck und kehrte mit zwei weißen Stäbchen, buck nochmals und zog heraus, eins ums andere, zuerst auf ein mit Brot belegtes Blech, dann wanderten die Küchli in den großen bereitgemachten weißen Widlikorb. Der füllte sich nach und nach mit dem köstlichen leichten Gebäck, es duftete durchs ganze Haus, so daß die Mutter gebot, einen alten Schuh ins Feuer zu werfen, damit die lieben Nachbarn weniger den süßen Duft wahrnähmen.

Der Korb mit den Fastnachtsküchli wanderte nach getanem Werk in den Keller und während ungefähr 14 Tagen barg die Mutter den Kellerschlüssel an einem geheimsten Plätzlein.

Aber auch wenn längst kein Krümelein mehr unten war, so hatte doch die feuchte Kellerluft etwas vom Dufte der Fastnachtsküchli zurückbehalten und liebkoste damit schmeichelnd unserm ewig nach Gutem gerichteten Sinn.